



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die das chemische Laboratorium lieferte. Der frische Heugeruch konnte ebenso gut auf Bestellung der Butter verliehen werden, wie die köstliche goldgelbe Farbe.

Nach Beendigung meiner Besichtigung hätte ich mir zu gern einige Fleischproben zur mikroskopischen Untersuchung auf Trichinen mitgenommen. Aber Herr Armour, dem ich diesen Wunsch mitteilte, fragte mich, ob ich mich nicht vorher erst einmal von der ärztlichen Kontrolle auf dem großen Viehhof (den berühmten Stock-Yards von Kansas City) überzeugen wolle, wo streng darauf geachtet würde, daß kein krankes Stück Vieh zum Schlachten zugelassen werde. Die Unterbrechung des üblichen Ganges der Dinge beim Schlachten zur Herausnahme von Fleischproben sei in einem so großartig angelegten Schlachthause eine Sache, die sehr überlegt werden müsse; ich möchte ihm wenigstens etwas Bedenkzeit lassen.

Um die Viehhöfe kennen zu lernen, mußte ich Bekanntschaft auf dem Gesundheitsamte machen. Ich sah: um zu meinem Ziele zu gelangen, brauchte ich Zeit, und da war es das bequemste, mir eine Wohnung zu suchen und mich ordentlich in Kansas City einzuleben, zumal da die Stadt so viel des Interessanten bot, daß sich diese Mehrausgabe für einen mehrmonatlichen Aufenthalt schon lohnte.



Streif- und Federzüge aus vergangenen Tagen

2



inem jungen Frankfurter, der sein Gymnasium durchgemacht hat, liegen so ziemlich nach allen Himmelsrichtungen Hochschulen zur Auswahl so nahe, daß er die eine oder die andre besuchen könnte, ohne seinen Wohnort zu wechseln. So bequem hatten sie es freilich nicht, als neben Dampfbooten und Marktschiffen nur die Reichspostschnecke den Verkehr vermittelte, in der die Reisenden so eingeeengt und eingezwängt saßen, daß sie auf der Station wie die Schildbürger kaum wußten, wem die verschiedenen Beine gehörten. Und jede Fahrt von einer Stunde brachte in ein andres Land, war also eine Reise, zu der man sich für alle Fälle mit einem Paß ausrüsten mußte. Es war die Zeit, als vor dem Thurn-Taxischen Palaste noch die lange Bank stand, auf die, wie man sagte, „alles geschoben wurde“ — nämlich in dem Palast, im bundestäglichen Karpfenteiche, in dem erst ein Jahrzehnt später Bismarck als Hecht auftauchen sollte; als auch noch nicht ein Parlament beisammensaß „zu fröhlichem Thun,“ Reichsverweser, Reichskanarienvogel und Reichsradieschen ernannte und so

lange über Grundrechte haderte, bis es keinen Grund mehr unter den Füßen hatte; als es für einen Ausländer, z. B. einen Offenbacher oder Hanauer, nur ein Mittel gab, das Frankfurter Bürgerrecht zu erwerben, nämlich die Verheiratung mit einer Bürgerstochter (und auch dann sollen ihm die republikanischen Behörden gewöhnlich mit ihrem größten Landsmanne zugerufen haben: du mußt es dreimal sagen! — damit er die Tazen dreimal entrichtete); als endlich sogar die Angehörigen des Hauses Rothschild nicht die Spazierwege um die alte Stadt, sondern nur die Fahrstraße daneben benutzen durften, und der Einfall, einen Juden zum Abgeordneten zu wählen, Entrüstung und Hohn hervorgerufen haben würde. Im übrigen bekümmerte man sich wenig um die damaligen Bewohner der so oft geschilderten „Gasse“; als sie vom Boden weichen mußte, war sie längst zum Schlupfwinkel für Elend und Laster geworden.

Die Nichtbeachtung der finstern Gasse mochte manches angenehme haben, mein Freund B. sollte jedoch die Rehrseite kennen lernen. Als er sich wegen des erwähnten unentbehrlichen Reiseerfordernisses auf der Frankfurter Polizei meldete, um die Universität Bonn beziehen zu können, ward ihm der überraschende Bescheid, er sei kein Frankfurter, obwohl er dort geboren war, denn daß sich sein Vater in Frankfurt niedergelassen habe, mache Vater und Sohn noch nicht heimatberechtigt; er möge sich nach Preußen wenden. Er schrieb denn auch an die Behörde in seines Vaters Heimat, aber auch die wollte von dem jungen Manne nichts wissen; der Vater hatte durch langjährige Abwesenheit sein Heimatrecht eingebüßt. Also weder Frankfurter, noch Preuße, sondern heimatlos! Der Fall war nicht ganz unerhört. Mancher Künstler, der nach langem Aufenthalt in Rom mit einer dort erworbenen Familie heimkehrte, wurde da belehrt, daß seine Nachkommenschaft kein Recht zu existiren habe. Wie war das Versäumte nachzuholen?

B. suchte bei einem Advokaten Rat, und der empfahl ihm, sich auf einem Umwege zu einem Vaterlande zu verhelfen. Und das that er. Er fuhr den Rhein hinab und meldete sich in der Kreisstadt zum einjährigen Dienste. Aber wieder kam eine traurige Antwort: er stand nicht in den Listen und konnte daher nicht angenommen werden. Doch der Rechtsfreund hatte auch das vorausgesehen, und seiner Weisung gemäß nahm Freund B. Audienz beim Regimentskommandanten und klagte ihm, daß ihm wegen eines Versehens seines Vaters die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, die preussische Uniform zu tragen, versagt werden solle. Der alte Herr war ganz gerührt durch den patriotischen Schmerz des Sönglings und rief begeistert aus: Tröste dich, mein Sohn, die verfluchten Federsuchser wollen wir schon kriegen! Und sie kriegten sie wirklich. Leo wurde tauglich befunden und erdiente sich ein Vaterland, und zwar in Bonn, wo er gleichzeitig Collegia hörte. Lorbeeren zu pflücken, war dem jungen Kriegsknecht allerdings nicht be-

schieden; denn das Gewitter, das Thiers am politischen Himmel heraufbeschworen hatte, entlud sich in einer Kantate. Strophe: Sie sollen ihn nicht haben! von Niklas Becker, Gegenstrophe: Nous l'avons eu votre Rhin allemand, von Alfred de Musset, Finale: Friedensmarseillaise von Lamartine. Auch entdeckte man bald, daß er für die Schreibstube tauglicher war, als für den Exerzierplatz.

Aber bald schwor er noch zu einer andern Fahne. Als er eine neue „Bude“ suchte, wurde er von einer Dame mit einem Kinde empfangen, mietete das ihm zusagende Zimmer, und um sich mit der vermeintlichen Padrona gleich auf einen guten Fuß zu stellen, bewunderte er die Kleine und fragte, ob „Madame“ noch mehr Kinder habe? Wir zwei Schwestern sind die einzigen, war die schnippische Antwort, die ihn belehrte, daß ihm seine Kurzsichtigkeit einen schlimmen Streich gespielt hatte. Das junge Mädchen aber dachte: Ist das ein gekiger Mensch! Sehe ich mit meinen sechzehn Jahren aus, als ob ich eine zehnjährige Tochter haben könnte?

Mit der Zeit schaffte sich aber Leo eine Brille an und lernte nun nicht nur das Alter Theresens richtiger abschätzen, sondern bemerkte auch, daß sie bildhübsch war. Das muß sie in der That gewesen sein, dafür sprachen noch in spätern Jahren das goldblonde Haar, die freundlichen Augen und die gesunde Röthe der Wangen. Sie wiederum trug dem Süngling mit dem schwarzen Schnurrbarte den ersten Irrtum nicht lange nach, und der tägliche Verkehr führte, wie das schon öfter vorgekommen sein soll, zu einem stillen und dann zu einem ausgesprochenen Einverständnis. Damit war jedoch die Frau Mutter durchaus nicht einverstanden. Eine Liebchaft mit einem Studenten wäre unter keinen Umständen nach ihrem Geschmack gewesen, und nun gar mit einem, der gar kein Christ, geschweige denn ein rechtgläubiger war! Zu allem Überfluß hatte sich bereits ein solider Bewerber gemeldet, ein junger Kaufmann aus Köln. Sie griff zu den Mitteln, die schon viele Mütter als verfehlt erkannt haben, wenn es zu spät war. Der Student erhielt die freundliche Aufforderung, sich schleunigst nach einer andern Wohnung umzuthun, die Tochter den gemessenen Befehl, sich ihn aus dem Kopfe zu schlagen und dafür desto fleißiger an den Kölner zu denken. Aber Therese ließ sich nicht kommandiren, am wenigsten einen Liebhaber aufdisputiren, der ihr nicht gefiel, und das Geheimnis erhöhte natürlich den Reiz des Verhältnisses zu ihrem Leo. Auch erfreute sich die stille Liebe bald eines eifrigen Beschützers.

Freund B. hatte nämlich litterarische Neigungen, war Mitarbeiter eines damals am Rhein sehr verbreiteten Blattes, des in Wesel erscheinenden „Sprechers“ geworden, und hatte gelegentlich den Redakteur zu seinem Vertrauten gemacht. Dieser Redakteur war Roderich Benedix, ehemals Schauspieler und vor kurzem mit seinen ersten dramatischen Arbeiten, dem Studentenstücke „Das bemoste Haupt“ u. s. w., hervorgetreten. Der wußte

natürlich sofort, was in einem solchen Falle zu thun sei: Entführung, Flucht zu ihm nach Wesel, rührender Brief an die Mutter, Verzeihung, da doch nichts mehr zu ändern war, so wie jedes ordentliche Lustspiel ausgeht. Und dieses Lustspiel wurde auch sogleich in Szene gesetzt. Ein Brief, angeblich von einer befreundeten Familie in Köln, lud die jugendliche Liebhaberin dringend zu einem Besuch ein, was der Mutter sehr willkommen war, da es dem verschmähten Liebhaber Gelegenheit bot, den Nebenbuhler auszustechen, und sie bestand um so mehr auf der Abreise, je mehr Schwierigkeiten die Tochter zum Schein machte. In Köln sollte sie der Dichter und Kegisseur erwarten, um sie nach Wesel und in die Arme des Bräutigams zu führen. Doch ein Zufall, wie sie leider häufiger vorkommen, als einem Lustspieldichter paßt, verdarb den schönen Plan. An der Landungsbrücke in Köln wurde nämlich Therese von dem zufällig vorübergehenden Verschmähten begrüßt, er schöpfte aus ihren verlegnen Antworten Verdacht und ließ sich trotz all ihrer Bemühungen nicht abhalten, sie zu der Familie, deren Name mißbraucht worden war, zu begleiten. Dort kam die Intrigue ans Licht, Therese erhielt zunächst Zimmerarrest, die Mutter wurde schleunigst benachrichtigt und kam unverzüglich an, verstärkt durch eine alte Tante.

Das junge Mädchen hatte zwar gebeichtet, und alle schweren Strafpredigten über sich ergehen lassen, war aber keineswegs entmutigt, bemühte sich vielmehr auf der Rückfahrt mit Ausdauer, seiner Eskorte die Zeit zu verkürzen. Nahmen die Alten einen Augenblick Platz, so war die Junge sogleich verschwunden; fortwährend wurden sie vom Schiffschnabel zum Steuer, vom Steuer zum Radkasten gehetzt. Als im Speisesaal die Suppe aufgetragen war, erhob sich Thereschen und begab sich aufs Deck, und die Geplagten mußten das Mittagessen unberührt lassen, weil sie befürchteten, ihr Gefangener werde sich in dem ersten unbewachten Augenblick über Bord stürzen. Denn daß sie fest entschlossen war, nicht nachzugeben, hatte sie deutlich genug ausgesprochen. Doch wurde sie glücklich ins elterliche Haus zurückgebracht und war dort Zeuge des Entsetzens der beiden Alten beim Auspacken ihres Reisekoffers. Noch ein halbes Kind, hatte sie vor ihrer Flucht alles eingepackt, was ihr lieb war, Spielsachen so gut wie Bücher und auch die niedliche Wäsche aus ihrer frühesten Kindheit!

Nach und nach erkannte die Mutter den Widerstand als nutzlos, und es begannen die gütlichen Unterhandlungen. Leo sollte vor allem „etwas“ sein und natürlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen werden. Der ersten Bedingung suchte er dadurch zu genügen, daß er auf den Doktor losarbeitete. Allein der Doktorhut ist bekanntlich ein kostspieliges Kleidungsstück, und wenn er die Kosten hätte vom Honorar des „Sprechers“ bestreiten wollen, würde sich der Brautstand bedenklich in die Länge gezogen haben. Etwas bessere Aussicht eröffnete eine untergeordnetere litterarische

Thätigkeit, das Übersetzen, und Walter Scotts Geschichte Napoleons wurde ausersehen, die Mittel für die Promotion zu beschaffen. Als jedoch Leo schon tief in der Arbeit war, machte er die erschreckende Entdeckung, daß er Scotts Weitsehigkeit zu hoch angeschlagen habe: wie er auch zählen und rechnen mochte, die nötige Summe kam nicht heraus. Zum Glück gab es schon Geschichten Napoleons in Menge, und so mußte der Dichter des Waverley zur Strafe dafür, daß er seinen schriftstellerischen Ruf durch eine Kompilation aufs Spiel gesetzt hatte, lange Auszüge aus andern Büchern unfreiwillig auf seinen Namen nehmen. Erfahren hat er davon glücklicherweise nichts mehr. Nur der Verleger seufzte, daß er den Umfang des Werkes so unrichtig geschätzt habe.

Ob der kirchliche Übertritt eben so große Umstände gemacht hat, ist mir nicht mehr erinnerlich; dagegen wohl, daß ein solches Ereignis damals nicht eben häufig vorkam — die Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten, der das Proselytenmachen nicht liebte und widerhaarige Kirchenfürsten sogar „veranlaßte,“ wie es damals in der offiziellen Sprache hieß, ihren Wohnsitz in einer Festung aufzuschlagen, war noch nicht lange vorüber, auch Ida Hahn-Hahn noch nicht alt genug, um unter Führung des Bischofs Ketteler den Weg aus dem raffiniert-affektirten „Babylon“ nach ihrem „Jerusalem“ anzutreten, in dem sie auch Romane schrieb, aber keine Leser mehr fand, — und daß dieser Fall deshalb zu einer besondern Feierlichkeit benutzt wurde. Diese wurde in einer schwäbischen Stadt veranstaltet, und von nah und fern strömten die Leute herbei, um Zeuge zu sein, wie der Neophyt reumütig um Einlaß in die verschlossene Kirche bat u. s. w. Um sich dankbar zu zeigen, schrieb der neue Christ die Geschichte seiner Bekehrung, und das Buch fand so großen Anklang, daß ihn mehrere findige Verleger ersuchten, er möge einen so schönen Stoff doch gleich noch einmal verarbeiten. Das that er freilich nicht, aber dieser Erfolg zeigte ihm ein Feld für fruchtbare Thätigkeit, das er dann fleißig bebaut und auf dem er es glücklich zum Ritter vom goldnen Sporn gebracht hat.



Die Bornstädter Wurstaften

Von Julius Dörr



rt der Handlung: der Sitzungsaal des Amtsgerichts zu Bornstadt. Die Schöffen, zwei wackere Landleute, schauen ernsthaft drein; der Amtsrichter rückt die Halskrause seiner „Robe“ zu recht und ruft: Untersuchung wider Karl Pieper!

Ein fünfzehnjähriges Bürschchen wird vom Gerichtsdienner hereingeführt und auf die Anklagebank geschoben, deren Gitter der Beamte sorgfältig verschließt, obwohl Karl Pieper gar nicht so aussieht, als wären